Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 50; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wigblatt „ULK“, der „Deutschen Reichspost“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf. monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat) für das Ausland direct pr. Kreuzband 13 Mk. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 173. **Berlin, Freitag, den 14. April 1882.** **XI. Jahrgang.**

Großgrundbesitz und Nationalreichthum.

Unsere neueste Wirthschaftspolitik soll angeblich dem durch eine gemäßigt freihändlerische Gesetzgebung so empfindlich geschädigten Volkswohlstande wieder aufhelfen. Wenigstens verkünden dies Berufene wie Unberufene aller Orten. Vor allen Gewerben war es aber der Ackerbau in seinen unübersehbaren Abzweigungen, dem der verabscheuenswerthe Freihandel so überaus schwere Schläge beigebracht haben sollte. Da jedoch Preußen bezw. Deutschland hauptsächlich eine Ackerbau treibende Bevölkerung besitzt, so ergiebt sich die Nutzanwendung jenes Satzes ganz von selbst. Das heißt also, entsprechend der Größe und Ausdehnung des durch den völkerverderbenden wirthschaftlichen Liberalismus muß auch das Heilmittel hauptsächlich dem darniederliegenden Ackerbau gelten. Daher Zoll auf Getreide und alle übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse; denn sobald die Landwirthschaft im Vaterlande sich erst wieder gehoben, dann wächst auch die Kaufkraft der Gesammtbevölkerung, Handel und Gewerbthätigkeit gedeihen, kurz das „ganze Reich steht in Blüthe“. Außerdem weist man noch auf ein versittlichendes Moment hin, welches ganz besonders der Landwirthschaft innewohnen soll, indem es den Sinn für Seßhaftigkeit und somit für Vaterlandsliebe fördere, im Gegensatz zur modernen Geldwirthschaft, welche einen ausgesprochen internationalen Charakter zur Schau trage. So wird denn der alleinsattmachende Schutzzoll zugleich zur Quelle wahrer Tugend und Frömmigkeit, während genau das Gegentheil im Gefolge der modernen industriellen Thätigkeit sich zu zeigen pflege.

Nun fragen wir einmal, wie sich denn die Dinge in Wirklichkeit ausnehmen: was denn die festgestellten Thatsachen, und zwar die auf Grund von amtlichen Erhebungen festgestellten Thatsachen für Lehren enthalten?

Man kann zur Beantwortung dieser Frage zwei Wege einschlagen, die einander auf das Glücklichste ergänzen. Der eine führt durch Vergleichung mit den betreffenden Zuständen in anderen Ländern zu berichtigenden Schlußfolgerungen; der andere stützt sich auf heimische Verhältnisse. Für die erstere Methode dürfte sich die Vergleichung mit Belgien am besten eignen, weil daselbst eben gerade das bei uns verfehmte Freihandelsprinzip zu reinster Geltung gelangt ist, sich somit die von unseren Agrariern und Schutzzöllnern behaupteten Uebelstände auch am deutlichsten hätten herausgestalten müssen. Was aber zeigt die nüchterne, ziffergemäße Betrachtung der dortigen Verhältnisse? Man höre.

Als König Leopold die Regierung jenes Landes antrat, zeigten Landwirthschaft wie Industrie ein recht unerfreuliches Aussehen. Erst mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes, der Einführung einer gesunden Tarifpolitik, welche Belgien den Durchgangsverkehr zwischen Deutschland und Holland einerseits, Nordfrankreich andererseits sicherte, gelang es, die reichen mineralischen Schätze zu heben, die Industrie zu entwickeln und eine in der That kaufkräftige Bevölkerung der heimischen Landwirthschaft zuzuführen. So kam es denn, daß innerhalb 34 Jahren, nämlich von 1846 bis 1880 der Bodenwerth in Belgien auf mehr als das Doppelte stieg. Während nämlich in dem erstgenannten Jahre der Durchschnittswerth des Hektars 2400 Francs betrug, belief sich derselbe in dem letztgenannten auf 5000 Francs. Andererseits verminderten sich daselbst die Oedlandflächen während der gleichen Zeitabstände von 290,000 Hektar auf 170,000. Außerdem wurde die Ertragfähigkeit der Landwirthschaft durch eine sehr ausgedehnte Bodenverbesserung, besonders durch Drainage, so wesentlich gesteigert, daß der belgische Landwirthschaftsminister in einem seiner jüngsten Berichte die Aeußerung thun konnte: „es ist schwer, sein Geld anders anzulegen, als in der Landwirthschaft“. Hand in Hand hiermit stieg der Viehbestand Belgiens ganz außerordentlich bei gleichzeitiger Verminderung der Schafzucht, als eines minder ertragsfähigen Nebenbetriebes in der Landwirthschaft. Also trotz amerikanischen Wettbewerbes und trotz einer ausgedehnten freihändlerischen Staatswirthschaft gelangte Belgiens Ackerbau zu einer nie zuvor gekannten Blüthe und Ertragsfähigkeit. Aber freilich, es zeigt sich in den belgischen landwirthschaftlichen Verhältnissen eine Grundverschiedenheit gegenüber den unserigen, die entscheidend bei der Beurtheilung ins Gewicht fällt. Die landwirthschaftliche Ueberlegenheit Belgiens beruht nämlich zum guten Theile auf seiner außerordentlich weitgehenden Bodenvertheilung. In jenem kleinen Lande sind nämlich mehr als dreiviertel Millionen Grundbesitzer — und zwar hat sich die Zahl dieser kleinen, aber äußerst energisch bewirthschafteten Besitzungen innerhalb eines zweiundzwanzigjährigen Zeitraums um ein volles Drittheil vermehrt! Nun liegt es aber auf der Hand, daß die Bodenerträge fast in umgekehrtem Verhältnisse stehen zur Größe des Besitzes. Je geringer nämlich dieser ist, desto fleißiger muß der Boden bearbeitet werden, soll er seinen Besitzer überhaupt ernähren.

Wie steht aber die Sache bei uns zu Lande? Nehme man beispielshalber eine so hoch kultivirte Provinz, wie Schlesien. Hier gestalten sich die einschlägigen Verhältnisse derartig, daß fast der vierte Theil des Bodens auf festen (Lehen- oder Fideicommiß-) Besitz kommt. Wer aber etwa zu Gunsten unserer Zustände den Einwand erheben wollte, daß die Naturbeschaffenheit unseres Bodens eine Bewirthschaftung im Großen nothwendig mache, weil derselbe an sich um so viel weniger ergiebig sei, als der belgische, den müssen die amtlichen Steuerrollen eines Besseren belehren. Während nämlich in Schlesien der Grundsteuer-Reinertrag beim Großgrundbesitz sich auf durchschnittlich 2,30 Mark beläuft, erhöht sich derselbe beim kleineren, nicht festen Besitz auf 4,10 Mark! Also haben wir hier eine Ertrags-Erhöhung beim kleineren Grundbesitz von fast um das Doppelte. Und der Grund dieser Erscheinung ist ein sehr einfacher. Der Großgrundbesitzer verfügt zunächst nicht über das zu einer modernen, nachdrücklich zu betreibenden Landwirthschaft erforderliche Kapital, während andererseits der ansehnliche persönliche Geldbedarf aller Seitenverwandten den Gütern noch beträchtliche Baarsummen entziehen muß. Der unverhältnißmäßig große Antheil also, den der feste und schwerveräußerliche Grundbesitz bei uns an der Gesammtbodenfläche hat, verhindert die Entwicklung unserer Landwirthschaft in sehr erheblichem Maße. Also weit entfernt, den allgemeinen Wohlstand zu fördern, legt er ihm sehr schwere Fesseln an. Nur in gewissen Gebietstheilen unseres Vaterlandes, wo Dank einer entwickelteren Kultur bei einem lebhaften Industriebetrieb auch eine energischere Zerkleinerung des Bodenbesitzes stattgefunden, hat sich auch die Landwirthschaft zu einer an belgische Verhältnisse erinnernden Höhe und Ertragsfähigkeit gehoben. Leider ist das Bestreben, möglichst ausgedehnten Grundbesitz in einer Hand zu vereinigen, bei uns noch im Steigen begriffen, während alle Bemühungen der Liberalen, welche auf Zerkleinerung des ungeheuren Staatsdomainen-Besitzes und auf Schaffung eines kräftigen besitzenden Bauernstandes, namentlich im Osten unseres Staates gerichtet sind, bis jetzt vergeblich waren. Diese Wirthschaft des Großgrundbesitzes also schädigt die heimische Landwirthschaft ungleich mehr, als es amerikanische Konkurrenz und Freihandel je vermocht. Aber zu dem allgemein reaktionären Zuge, in welchem wir dermalen begriffen sind, paßt es vollkommen, auf die Vermehrung des Großgrundbesitzes besonders Gewicht zu legen.

Wie steht es aber mit jenem ethischen Momente, das in dem Landwirthschaftsbetriebe enthalten ist, mit jenem das Gefühl der Seßhaftigkeit, der Vaterlandsliebe steigernden Momente? Wahr ist es, daß der Besitz von Grund und Boden die Liebe zum Lande steigern muß, in dem man geboren ist. Aber dies Gefühl kann in einem Lande mit Wirthschaft des Großgrundbesitzes, wie solche bei uns und namentlich im Osten, betrieben wird, sich nur schwer aufrecht erhalten und die von Jahr zu Jahr sich steigernde Auswanderer-ziffer gerade aus den östlichen Theilen unseres Vaterlandes predigt eindringlicher als es Worte je vermöchten, welch einen Abbruch an Nationalwohlstand uns der unverhältnißmäßig weit verbreitete Großgrundbesitz zufügt. Es besteht ein unlöslicher Zusammenhang zwischen dem sogenannten Konservativismus, Großgrundbesitz und gesteigerter Auswanderung. Wer aber kann in Abrede stellen, daß nur ein dicht bevölkertes Land in Wirklichkeit als ein reiches angesehen werden darf?

Wir meinen aber, daß es an der Zeit war, auch einmal an diesem eben erörterten Punkte die Unhaltbarkeit der fälschlich für konservativ, für staatserhaltend ausgegebenen Theorien unserer vereinigten Agrarier und Konservativen darzuthun.

Im Sonnenschein.

(2. Fortsetzung.)

Roman

von Ludwig Habicht.

Die Wanderung ging durch mehrere Zimmer, und so viel Glanz und Schönheit glaubte Sigismonda noch nie gesehen zu haben, trotzdem sie auf ihrer Reise nach Italien unterwegs auch einige Paläste besucht hatte, die ihr als so schön und merkwürdig bezeichnet worden, daß man sie nothwendig gesehen haben müsse. Das war wohl Alles prunkend und kostbar gewesen und hatte für den fürstlichen und königlichen Reichthum der Besitzer gesprochen, aber so viel anmuthige Schönheit, die auf den ersten Blick erfreut und das Auge zauberhaft berührt, war dem jungen Mädchen noch niemals zu Gesicht gekommen.

Und jetzt öffnete der Diener schon wieder eine Thür, und nun trat Sigismonda in einen Raum, der Alles überbot, was sie bisher auf ihrer flüchtigen Wanderung durch den Palast gesehen. Der mit rothem Tuch ausgeschlagene Saal war von vier Spiegelthüren flankirt, deren kostbares, von Blumenguirlanden durchwobenes venetianisches Glas den hier herrschenden Glanz und die üppige Schönheit vielfach zurückwarf und damit ins Endlose auszudehnen schien. Eine herrliche Marmorstatue nahm vollends den Blick des jungen Mädchens gefangen Columbus, der in nachdenklicher Stellung dasteht und von einer andern Welt träumt.

Wie noch Sigismonda, von all der sie umgebenden Herrlichkeit geblendet, das edle Marmorbild betrachtete, öffnete sich die Thür: die alte Fürstin trat langsam über die Schwelle. Ihre großen, tief eingesunkenen Augen schweiften prüfend über die Enkelin hinweg, ihre düstern, ernsten Züge verriethen nicht die leiseste Bewegung, trotzdem es das erste Mal war, daß sie das Kind ihres Sohnes erblickte. Dies harte, strenge Antlitz schien lebloser zu sein, als das Marmorbild, dem sie gegenüber stand.

Das junge Mädchen war keines Wortes mächtig, unwillkürlich sank es vor der düstern fremden Erscheinung in die Knie und begrub das Antlitz in den reichen Falten des seidenen Gewandes der Matrone, die jetzt erst die strengen Lippen öffnete.

„Stehe auf, meine Tochter, Du bist in der Heimath und bei Deiner Großmutter.“

Ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, schwermüthigen Tonfall und unterschied sich stark von der hellen lebhaften Sprechweise Eudoffias.

„Setz' Dich an meine Seite, ich bin glücklich, Dich endlich zu sehen,“ fügte sie hinzu. Sie machte dabei eine stolze Handbewegung, um ihre Enkelin aufzurichten und wies dann auf einen der prächtigen rothen Sessel, um mit der Haltung einer Königin in dem daneben stehenden Sessel Platz zu nehmen. Alles an ihr, die leidenschaftslose Ruhe, in der sie verharrte, erinnerte an ihre Abkunft. Sie konnte keinen Augenblick die vornehme Römerin verleugnen.

Sigismonda nahm mechanisch an ihrer Seite Platz. Sie fühlte sich wie unter einem Banne und wußte schon jetzt, daß diese hochmüthige, willensstarke Frau sie völlig beherrschen werde. Sicherlich aber forderte sie von ihr keine zärtliche, hingebende Liebe, und das junge Mädchen athmete im Stillen förmlich auf, denn es hätte ihr dieselbe doch nicht geben können.

„Es war von Deiner Mutter Unrecht, Dich mir so lange vorzuenthalten,“ begann die Fürstin wieder in ihrer gemessenen, würdevollen Weise, während sich keine Muskel ihres Antlitzes bewegte, nur die eingesunkenen Augen etwas unruhiger funkelten, je weiter sie sprach. „Nachdem Dein Vater, Fürst Ziani gestorben war, hatte ich die einzigen Anrechte an Dich, und die letztwillige Bestimmung Deiner Mutter, daß Du bis zum achtzehnten Jahre in London bleiben solltest, war mir von je unverständlich. Ich hätte sie nicht zu beachten brauchen und Deine sofortige Herberkunft fordern können, aber es war der Wunsch einer Todten und den soll man ehren.“

Das junge Mädchen wußte nicht, was es erwidern sollte, und nickte nur mit dem Kopfe.

„Du hast bisher ein sehr einfaches Leben geführt, Deine Mutter hat das ebenfalls ausdrücklich so angeordnet —“, fuhr die Fürstin fort. „Diese Engländer haben nun einmal ihre wunderlichen Schrullen —“ und ein leiser Hauch von Geringschätzung oder Ironie umspielte ihren Mund. „Eudoffia hat mir jedoch geschrieben, sie habe Dich zu einer Italienerin erzogen, und ich will hoffen, daß Du in keinem Augenblick vergißt, was Du Deinem hohen Stande schuldig bist. Mehr fordere ich nicht von Dir. Eudoffia wird Dir gesagt haben, daß ich unversöhnlich bin.“ — Ihre ohnehin sonore Stimme erhielt einen noch dumpfern Klang, und in dem ernsten, harten Antlitz zeigte sich jetzt all der Stolz und unbeugsame Hochmuth, der in dieser Frau bleibend ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Das Herz Sigismondas begann unwillkürlich zu zittern, sie wußte von ihrer Pflegerin, worauf die Fürstin anspielte, und mußte im Stillen diese Frau bewundern, die den Muth hatte, sogleich die tiefste Wunde zu berühren, die ihr das Leben geschlagen hatte . . .

Neben ihrem Sohne hatte die Fürstin noch eine Tochter besessen. Die junge, kaum sechzehnjährige Prinzeß hatte ihr Herz an einen armen Musiker verloren und war mit ihm entflohen, als die Mutter die unpassende Verbindung nicht hatte zugeben wollen. In Armuth und Elend, von ihrem Entführer treulos verlassen, war die Aermste gestorben, ohne daß die alte Fürstin ihrer Tochter verziehen, geschweige sie aus ihrer traurigen Lage gerettet hätte. Die Unwürdige war einmal für sie todt und auch der Sohn, den sie hinterlassen, war für die stolze, unbeugsame Frau nicht vorhanden. Sie hatte wohl erfahren, daß ihr ein Enkel lebe, sich aber niemals um ihn gekümmert.

Durch die Erzählungen Eudoffia's waren sehr oft die Gedanken des jungen Mädchens auf diese Dinge gelenkt worden. Was mochte aus dem Unglücklichen geworden sein, der gewiß in Noth und Niedrigkeit aufwuchs, während er ohne den unverbrüchlichen Hochmuth der alten Fürstin in all' dem Glanz aufgewachsen wäre, der hier herrschte und die Seele förmlich in ein Feenreich entrückte.

Die alte Dame starrte einen Augenblick finster vor sich hin, jetzt erhob sie schon wieder das Haupt, und die Wirkung ihrer Worte bemerkend, suchte sie in ihr strenges, kaltes Antlitz so viel Güte zu legen, als ihr erstarrtes Herz noch aufzubringen vermochte, und wie beschwichtigend setzte sie hinzu: „Du bist das Einzige, was mir auf der Welt geblieben, und Du glaubst nicht, wie sehr ich mich nach Dir gesehnt habe.“ Sie erhob sich bei diesen Worten und streckte mit einer fast leidenschaftlichen Bewegung die Arme nach ihrer Enkelin aus, und diese, davon hingerissen, sank leise schluchzend, ohne ein Wort zu erwidern, an ihre Brust.

Die Fürstin preßte das junge Mädchen noch fester an sich, dann schien sie sich schon dieser weichen, zärtlichen Anwandlung zu schämen,